

**Zeitschrift:** St. Galler Jahresmappe

**Band:** 36 (1933)

**Artikel:** Die Feuersbrunst

**Autor:** Kobler, Bernhard

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-948229>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Feuersbrunst.

Eine Rheintalergeschichte von Dr. Bernhard Kobler.

**S**ob dem üppigen Obstgarten, in dem das habliche Bauendorf lag, stand vor Jahren die landbekannte Wirtschaft und Mezgerei zum „Roten Haus“. Es war dies ein großer, uralter, überpflasterter Riegelbau mit weinrotem Anstrich, der im Volksmunde kurzweg das „Rötel“ hieß. Seit dem Tode seines Vaters führte Simon Heeli darin einen vorzüglichen Landgasthof, dem ein großer Mezgereibetrieb angeschlossen war. Simon hatte ein gutes Geschäft. Er reiste zu Fuß oder mit dem Rütschlein landauf, landab, um Mastochsen, fette Rinder und Rühe zusammenzu kaufen. Er bediente nicht nur verschiedene Stadtmetzger mit Fleischlieferungen, sondern sandte allwochenlich mehrere große Fleischkörbe mit Nierenstücken an eine Großmezgerei nach Paris, was früher für viele unserer Metzger eine gute Einnahmequelle bedeutete. Daneben führte Simon einen vielbesuchten Mezgerladen und zudem versorgte er das Land ringsum mit Pantli und Landjägern, die keiner so gut machte wie er. Den Simönlî kannte ein jeder im Rheintal, und überennen auch; denn er war nicht nur ein Räuber, der viel handelte und schnell und bar zählte, sondern er galt, wo er hinkam, als lustiger Gesellschafter mit Wit und Humor, der keinem etwas schuldig blieb. Der von Fett und Lebensfreude strohende Mann war kaum 35 Jahre alt. Aus seinem rotwangigen Vollmondgesicht heraus lachten ewig lustige, kleine Schweinsäuglein. Wer Simon aber näher kannte, der wußte genau, daß er trotz seiner Gutmütigkeit und seines immer fröhlichen Benehmens innerlich ein ernster Mann war, der oft darunter litt, daß er trotz seiner guten wirtschaftlichen Stellung und seines schönen Vermögens einfach nicht zu einer Frau kommen konnte, die ihm paßte und gefiel. Wohl zählte ihm sein Freund, der Gemeindammann, jeden Sonntag nach dem Kaffeejäh mindestens ein Dutzend tüchtige und habliche Bürgerstöchter mit allen erdenkbaren Tugenden auf. Aber Simon konnte sich für keine entschließen. Er besaß drei hübsche Ladentöchter, fleißige, wackere Mädchen, die keine Arbeit und nichts scheut, um bei ihm wohlan zu sein. Über weder das lustige Unnelti, ein gemögliches schwarzes Bummerlein aus dem Fürstentum Liechtenstein, noch das rotwangige Bärbeli mit den dicken strohblonden Zöpfen konnten sein steinhartes Herz erweichen, trotzdem sie nun schon bald drei Jahre bei ihm dienten. Die ernste dunkle Eva mit dem Muttergottesgesicht gab nicht nur Simon, sondern überhaupt manchem jungen Manne zu denken. Simon war mit sich innerlich völlig im klaren, daß er eigentlich alle drei gern hatte. Alle drei konnte er doch nicht heiraten, und eine von den dreien ging auch nicht, sonst hätte er die beiden andern zu Tode erzürnt, und das konnte und wollte er nicht auf dem Gewissen haben. Die Eva war die einzige, die den Pfleffer schmeckte. Als sie ihren Meister eines Abends erwischte, wie er das Unnelti auf der Kellerstiege in die Wangen kniff, da ging der Schmalzhasen endgültig in Trümmer. Sie lief aus ihrer Stellung schon am nächsten Morgen fort und verschimpfte den Simönlî im ganzen Dorfe, sogar beim Pfarrer und beim Gemeindammann, daß es eine Zeitlang schauderhaft tönte und daß die Bauern den Glauben bekamen, das „Rötel“ sei das reinste Sodom und Gomorra.

Alles kam Simon wieder zu Ohren. Sein Freund, der Almann, sagte ihm gräßlich wüst, und die Bauern foppten und hänselten ihn, wo sich Gelegenheit bot. Obwohl die ganze Sache harmlos war, ärgerte sich Simon innerlich schwer. Er schwur der lasterhaften Gesellschaft Rache. Entweder, plante er, sein Geschäft zu verkaufen und fortzuziehen oder aber sofort eine

Fremde zu heiraten, eine, um die ihn das ganze Dorf beneiden sollte. Das ging aber nicht so leicht. Wer wollte ihm seinen alten Haufen abkaufen und wo, um Gottes willen, sollte er die Frau hernehmen, die ihm paßte! All das beschäftigte Simon schwer, und er wurde von Tag zu Tag maßleidiger. Als Erfaß für Eva stellte er eine Ladentochter aus dem Bernbiet ein, ein Mädchen mit guten Zeugnissen, das sich auf ein Inserat in der Mezgerzeitung hin gemeldet hatte. Sie gab an, sie sei in der Buchhaltung tüchtig, was Simon besonders paßte, da seine gesamte Bücherschaft nach eigener Ansicht am ehesten dem Durcheinander eines Schwartemagens glich.

Die neue Ladentochter erschien ganz unvermerkt und unangemeldet am Sonntagmittag, als Simon allein im Schreibzimmer saß und einem seiner Bekannten mit Mühe einen Brief zu schreiben versuchte, der schon mehr als ein Jahr fällig war. Während Simon mit seiner Feder haderte, kloppte es, die Tür ging auf, ein ungewöhnlich großes Fräulein trat ein und stellte sich ihm als neue Ladentochter vor. Dem geübten Blick Simons fiel das eigenartige Wesen des Mädchens sofort auf. Das Ebenmaß ihres Körpers, ihr rostrottes dichtes Haar und die dazu wunderbar passenden tiefblauen Augen verliehen dem groß gewachsenen Mädchen, trotzdem es an sich gar nicht besonders hübsch war, einen ganz eigenartigen Reiz. Da Susi, so hieß die Bernerin, mit Simon handelseinig wurde, stellte er sie sofort ein. Er bat sie, namentlich ihr Augenmerk auf seine verlotterte Geschäftsbuchhaltung zu richten und alles andere vorüberhand als nebenfachlich zu betrachten, was ihm das Mädchen auch versprach. Susi packte ihre Aufgabe schon am folgenden Morgen gut an.

Die Mezgerburschen und die beiden Ladentöchter erstaunten nicht wenig, als das große Mädchen mit dem roten Haar und den blauen Augen sich vorstellte, um mit ihnen im Dienste Simons künftig Freud und Leid zu teilen. Es fiel allen sofort auf, mit welcher Ruhe und Sicherheit sie alles angriff.

Simon selbst erklärte sich von ihrer Arbeit hochbefriedigt, als sie Tag für Tag hinter den Geschäftsbüchern saß und mit wochenlanger Mühe und Unverdrossenheit das seit Jahren bestehende Durcheinander in Ordnung brachte. Sie schloß die alte Buchhaltung ab, legte eine neue an und rechnete mit den beiden Häute- und Fellhändlern nach Jahren zum erstenmal endgültig ab. Simon drückte sich von der unangenehmen Sache, wo er nur konnte, trotzdem er Susi oftmals unbedingt über allerhand Auskunft geben mußte. Seit langem war es ihm nie mehr so wohl gewesen, und er hätte das tüchtige Mädchen am liebsten umarmt, als es ihm die endgültige Häute- und Fellabrechnung vorwies. Susi erklärte ihn darüber auf, daß die beiden Fellhändler ihm gegen zehntausend Franken schuldeten, wovon er keine Ahnung hatte.

Die Achtung und das Zutrauen, das Simon seiner neuen Ladentochter schenkte, regte die übrigen weiblichen Angestellten in hohem Maße auf. Mehr als je gaben sie sich alle Mühe ihr Bestes zu leisten. Sie überschütteten ihren Meister mit Zuversichtsheimenheiten, während Susi ihn rein geschäftlich und mit einer Ruhe und Kälte behandelte, die geradezu auffiel. Simon bekam das Gefühl, daß sein großes Geschäft nun wohlgeordnet sei. Er ging vielmehr als früher fort und war innerlich auf seine Geschäftsleiterin Susi sogar stolz. Ja, fast bekam er das Gefühl, daß er das Mädchen liebe. Aber Simon wollte es sich selbst nicht zugeben, bis er mit seinem Freunde Tintan, mit dem er zusammen viel handelte, plötzlich einen furchterlichen Krach bekam. Tintan, der ledig war wie er, feierte seit einiger Zeit auf fallend viel bei ihm ein und jedesmal kaufte er in der Mezgerei noch ein Pfund Plüschnitt, was früher nie der Fall war. Susi

lachte ihn immer freundlich an, was sie gegenüber Simon niemals tat. Fintan konnte dem Reize ihrer wunderbaren Augen kaum widerstehen, bis Simon eines Tages den Fuchs im Rohr witterte, der ihm die schönste Ente stehlen wollte. Am nächsten Markttage bekam Simon mit Fintan beim Fassen Streit. Er schmiß die Karten zusammen, warf ihm allerhand vor, was Fintan nicht passte. „Aha,“ rief dieser in die volle Wirtschaft im Städtchen hinein, „dich drückt halt etwas anderes, ich weiß schon was! Gell Simon, schön Rot ist halt nicht wüst! Ich will es mir merken. Wir beide sind fertig miteinander!“ Fintan bezahlte und verließ wütend die Wirtschaft.

Simon tat, als habe er von allem nichts gehört, obwohl es in seinem Innern wie in einem Wurstkessi kochte. Von da ab waren die beiden geschworene Feinde, und Fintan kam nie mehr ins „Röteli“.

Dieses und verschiedenes anderes, besonders allerlei Dorfgeschwätz, das Simon zu Ohren kam, vor allem aber die ganz absichtliche Rüte, mit der ihn Susi behandelte, bewogen Simon, für einige Wochen ins Ausland zu verreisen. Er besaß in Südfrankreich eine alte Erbtante, die Schwester seines Vaters, die er unbedingt einmal besuchen mußte, da sie ihn dringend verlangte. In Paris wollte er bei seinem einstigen Meister sprechen und auch seinen Fleischläufer, dem er ja viel lieferte, besuchen. Er legte Susi seinen Plan vor, bat sie, das Geschäft bis zu seiner Rückkehr in einigen Wochen gut zu führen, und wenn es etwas Ungerechnetes geben sollte, ja die alte Kommode in seinem Schlafzimmer nicht zu vergessen, die allerhand Wertschriften und Familienachen berge. Um darauffolgenden Sonntag reiste Simon ab. Susi drückte ihm zum Abschied sogar die Hand und lachte ihm freundlich ins Gesicht, was ihm bisher noch nie vorgekommen war. Die beiden übrigen Ladentöchter, das schwarze Anneli und das blonde Bärbeli, standen unter der Haustür und weinten und schluchzten, als ob ihr Meister auf Nimmerwiedersehen in den Krieg ziehen müßte!

Simon war schon eine Woche fort. Im „Röteli“ ging alles wie am Schnürlein. Susi beherrschte ihre Untergebenen mit der ihr eigenen Ruhe. Die Mezgerburschen taten ihr zuliebe, was sie konnten; die Mädchen gehorchten ihr so gut es ging, weil sie sie fürchteten.

Am zweiten Montag nach Simons Abreise war im Hauptort des Tales Augustibli, an der jeder, der gehen oder fahren konnte, unbedingt teilnehmen mußte, anders wäre es nicht gegangen. So kam es, daß an diesem Tage die Dörfer ringsum fast menschenleer waren und daß nur Frauen und Kinder, der Hund, die Hühner, das Vieh und die Schulden daheim blieben. Es war ein herrlicher sonniger Herbsttag. Robert, der Obermezger, hatte frühmorgens die Rauchkammer mit Schinken gefüllt. Als sie im „Röteli“ fröhlich beim Mittagessen saßen, flog plötzlich die Tür auf, der Weggensepp trat ein und sagte hastig, er glaube, es brenne im Hause, das Feuer lässe zum Dache heraus. Schnell rannten die Burschen und Mädchen auf die Straße. Das helle Feuer loderte aus dem Kamin, der Dachstuhl stand schon in Flammen. „Schnell Kübel und Wasser her!“ befahl Robert und rannte die Stiege hinauf. Die übrigen Burschen folgten ihm. Über es war nichts mehr zu machen, denn von oben herab drang schrecklicher Rauch, es prasselte und knisterte schon fürchterlich. Die Mädchen und Mägde schrien laut. Susi aber sprang mit einer großen Fleischzaine in des Meisters Schlafzimmer hinauf, um die Kommode zu leeren. Über sie fand den Schlüssel nicht. In einem Saute rannte sie ins Erdgeschoß hinab, holte ein Beil, sprengte die Schubladen der großen Kommode auf und schüttete deren Inhalt, einen Haufen Wertschriften und

Familienachen, in die geräumige Fleischzaine. Mit Unwendung aller Kraft konnte das große starke Mädchen die schwere Zaine noch zur Türe hinausreißen, als das Feuer schon vom Gang her in die Kammer eindrang. Susi zog die wertvolle Ladung die lange Holzstiege hinab. Es gelang ihr, sie ins Freie zu bringen und zu retten. Dann holte sie noch die Geschäftsbücher aus dem Laden und überließ das große Haus dem gefährlichen Feuer. Während die Burschen und Mädchen aus dem untersten Stockwerk noch allerhand, besonders Schinken und Wurstwaren retteten, fuhr Susi ihre Ladung mit der Küchenmagd vom Brandherd weg, den Berg hinauf. Im Nu brannte das alte Riegelhaus an allen vier Ecken. Susi und die Mädchen sahen verzweifelt zu. „O Himmel! Mich dauert nur der Meister! Wenn der das wüßte!“ jammerte das Anneli. „Es ist ja alles versichert und die Wertsachen sind gerettet,“ beruhigte sie Susi.

Endlich singen die Kirchenglocken ringsum in den Dörfern zu stürmen an. Schrecklich ertönten im Lande oben und im Tale unten die Feuerhörner; aber Feuerwehr oder Spritzen kamen keine, aus dem einfachen Grunde, weil alles ringsum an der Augustibli etwa vier Stunden weit fort war. Schade! Denn die Dörfler galten in Feuerwehrsachen als die tüchtigsten weit und breit. Erst hatten sie eine neue Feuerspritze angehafft. Außerdem besaßen sie den denkbar besten Spritzenkommandanten, nämlich den Dorfschlosser, für den es außer Feuerwehr und Feuerspritzen auf der Welt überhaupt nichts gab. Alles, was diesem Manne, einem großen Kerl mit schrecklichem schwarzen Bart und ewig ruhigem Gesicht, gefiel, war scharmant. Das Wetter, die Häuser, die Traubenblüte, die Rühe, die Hunde bezeichnete er als scharmant. Das Volk nannte ihn deshalb nur den Scharmanschlosser oder abgekürzt den Scharmant. Er war gerade an der Bohrmaschine beschäftigt, als die vier Glocken des nahen Kirchturmes am hellen heiteren Nachmittag plötzlich zu stürmen begannen. Wie er zur Türe hinausfuß, sprengte schon der Unterkirt, der Feuerreiter, auf seiner uralten Schindmähre daher und schrie: „Fürio! S’ „Röteli“ brennt!“

Der Scharmant sah hoch am Berg oben das fürchterlich zum Himmel lohende Feuer und den dichten Rauchqualm. Mit teuflischer Freude im Gesicht sprang er die steinerne Stiege hinauf, um seinen Helm mit dem blutroten Busch und den Schlüssel zum Spritzenhaus zu holen, aber die Haustür war geschlossen. Schier riß er die Glocke herab, er pfiff und rief. Kein Mensch gab oben Antwort. Natürlich war sein Weib, die Scharmantin, wieder einmal auf die Stör zum Schwatzen gegangen. Der Scharmant, angeregt durch das Stürmen der Glocken und das schreckliche Lärm der Feuerhörner ringsum, erlitt einen Mutansfall. Er versuchte die schwere Türe einzudrücken, aber sie gab nicht nach.

Da rannte der Dorfsmied daher und rief: „Bring doch endlich die Schlüssel zum Spritzenhaus! Schläfst du eigentlich, du altes Dromedar?“ Die beiden rissen dann die lange Leiter vom Nachbarhause weg, und so konnte der Scharmant in sein Schlafzimmer einsteigen. Endlich erschien er auf dem Dorfplatz, wo schon allerhand Volk, vornehmlich Weiber und Goßen, versammelt war. Er und der Schmied rissen die neue Spritze heraus, und die paar Mann, die da waren, setzten sich darauf. „Allen Tod und Teufel,“ brüllte der Scharmant, „wo ist der Herrnmueller mit seinen Rössern?“ „In der Augustibli!“ schrie das Volk, was beim Scharmant eine ganze Litanei von Flüchen auslöste. Jetzt galoppierte der Töbelimüller mit seinen beiden Kleppern daher. Er ritt auf dem „Goliath“, der einst das beste Pferd im ganzen Dorfe gewesen war und wie die Regel aus dem Rohr ging. Jetzt zählte er bald dreißig Jahre und hatte den „Dampf“ in der Lunge. Blitzschnell waren die beiden Rösser an die Spritze

gespannt. „Abfahren“, brüllte der Scharmant, und im Galopp sauste die Spritze mit der Mannschaft über den Dorfplatz der steilen Halde zu. Anfangs ging alles gut. An dem jähnen Stich aber bekam der „Goliath“ plötzlich seinen Lungenhusen. Er fing zu pumpen und zu pusten an, fiel um und war tot. Das löste beim Scharmant ein Wutgeheul aus. Stier traten seine Augen aus ihren Höhlen hervor. „Ja, wenn der Teufel nicht will, so will er halt nicht,“ war seine Erklärung für den Hinschied des alten Kleppers. „Absitzen und stoßen!“ befahl der Spritzenkommandant. Aber zuerst mußte man das tote Pferd aus den Zugstricken herauschniden und außerdem die gebrochene Deichsel zusammenbinden.

Bis die Dörfler endlich auf dem Brandplatz kamen, war der uralte Riegelbau längst zusammenstürzt, und das emsige Feuer fraß das morsche Holz gierig auf, wie der Wolf das Schaf. Dennoch ließ der Scharmant von der Spritze weg sofort eine Schlauchleitung zur nahen Feuerrose erstellen. Mit Donnerstimme kommandierte er: „Spritze Nummer zwei, Wasser!“ (Spritze Nummer eins war die alte, zu Hause gelassene!).

Mit Aufwendung aller Kräfte fing die Mannschaft zu pumpen an; aber es kam einfach kein Wasser, weil der Feuerwehrer wohl einen Haufen Sang und Algen und ein Heer von Kröten und Molchen, aber fast kein Wasser barg. Da ließ der Feuerkommandant die großen Feuerhaken an die noch stehenden Ramine und Grundmauern des „Roten Hauses“ ansetzen, um alles niederrütteln, was irgendwie noch in die Höhe ragte.

Ahends acht Uhr war das Fest vorbei. Vom einstigen „Röteli“ sah man nichts mehr als einen Haufen rauchender Trümmer, um den herum viel Volk stand und in die Glut hineinstarrte. Die Feuerwehr und die Spritzenmannschaft aber erlaubten sich an den geretteten Würsten und Schinken. Auch war es noch möglich gewesen, ein Fäß mit Wein dem Feuer zu entreißen, da der Keller ein Gewölbe besaß.

Susi hatte unterdessen die Zaine mit den Wertsachen schon längst ins Dorf hinabführen lassen. Sie bezog für sich und ihre Untergebenen bei Simons Götti im Gasthof zum „Goldenen Schlüssel“ Unterkunft. Der Wirt, ein freundlicher Mann, nahm sie alle wohlwollend auf. Es sah im „Goldenen Schlüssel“ aber eine furchterliche Nacht ab; denn alles, was von der Augustikli heimkam, auch die Feuerwehr und die Spritzenmannschaft, kehrte im „Schlüssel“ ein, der deshalb bald einem Heergelag gleich. Der Scharmantenschloßer, der Feuerkommandant, der Held des Tages, führte das große Wort. Seine Donnerstimme ertönte bis zum Morgengrauen, bis er endlich stockheiser war.

Susi ließ die Zaine mit den Wertsachen am folgenden Tage aufs Rathaus bringen, wo sie der Ummann bis zur Rückkehr Simons versiegeln. Nach dem Mittageessen rief der Schlüsselwirt Susi zu sich in sein Schreibstüblein, er müsse etwas mit ihr reden. Er sagte ihr, er sei alt und gebrechlich und könne schon längst, den Gasthof zum „Goldenen Schlüssel“ samt dem Mebzereigeschäft dem Simon abzutreten. Da es aber wohl noch drei Wochen gehen werde, bis Simon zurück sei und man dessen Geschäft nicht einfach eingehen und seine gute Rundschaft dem Schicksal überlassen könne, schlage er vor, Susi solle bis zu Simons Rückkehr das Mebzereigeschäft vom „Schlüssel“ auf dessen Rechnung führen. Sie könne es sofort übernehmen. Da im „Schlüssel“ aber schon zwei Burschen und zwei tüchtige Mädchen angestellt seien, könne man ja die weiblichen Angestellten des einstigen „Röteli“ sofort entlassen, selbstverständlich mit entsprechender Lohnentschädigung. Der Plan gefiel Susi. Sie besichtigte am Nachmittag alle Räume und fand sie in guter Ordnung. Um besten gefeilen ihr die beiden Ladentöchter, die für ihren

Meister Simon wirklich ausgezeichnet paßten. Die eine schielte so stark, daß man sie im Dorfe allgemein den „Fünfländerblick“ hieß, und die andere, von Geburt aus sündenwüst, wurde zum Spotte die „Schönheit“ genannt.

Susi entließ am folgenden Tage sämtliche „Damen“ des einstigen „Röteli“, das Anneli, das Bärbeli, so gut wie die Küchenmagd. Sie zahlte ihnen den Lohn für volle drei Monate aus. Als ihre beiden Kolleginnen, Anneli und Bärbeli, die vermeintlichen Lieblinge und allfälligen Bräute Simons, sich mit der Entlassung nicht abspeisen lassen wollten, erklärte ihnen Susi kurzweg, sie hätten im „Goldenen Schlüssel“ nichts zu suchen. Sie mögen sich dann beim Herrn Simon beschweren, wenn er zurück sei.

Es waren seit dem Brande schon drei Wochen vergangen. Susi waltete im „Goldenen Schlüssel“ mit Geschick ihres Amtes. Alles schätzte sie ihrer Tüchtigkeit wegen. Die Burschen und auch der „Fünfländerblick“ und die „Schönheit“ gaben sich Mühe, sie mit ihrer Arbeit zu befriedigen. Dem alten Schlüsselwirt gefiel das selbständige, tüchtige Mädchen über alle Maßen. „So, das ist Simönlis künftige Frau,“ sagte er täglich zum Ummann. „Das ist sie!“

An einem Samstagabend beim Dunkeln langte Simon von seiner großen Reise mit dem Postlein an. Er wollte vor dem Heimgehen seinem Götti im „Goldenen Schlüssel“ noch schnell die Grüße und Geschenke seiner Tante in Frankreich überbringen und sah zufällig in den mit Leuten gefüllten Mebzgerladen hinein. Schier traf ihn der Schlag! Sein Bankbursche, der tüchtige Robert, hieb Fleisch aus. Die große Susi stand neben ihm und bediente mit des Schlüsselmeßgers Mädchen die Rundschaft. „Aha! Ja so!“ knirschte Simon in sich hinein. „Jetzt hat der Robert die Susi geheiratet und den „Goldenen Schlüssel“ gekauft. Das Geld dazu gab ihnen der Fintan. So steht die Sache!“ Simon fing vor Herzklöpfen zu zittern an. Er fühlte auf der Stirn kalten Schweiß und glaubte umsinken zu müssen.

„So, bist du auch wieder da,“ lachte ihn der Kirchenpfleger an; „komm Simon, wir trinken einen Schoppen.“ Simon folgte ihm wankend wie ein Träumender die Stiege hinauf. „Was hast du?“ fragte der Pfleger. „Bist du krank?“ Sie zogen sich beide in das Nebenstüblein zurück. „Jessee, Herr Simon! Was haben Sie? Ist es Ihnen schlecht?“ jammerte die Kellnerin. Simon setzte sich an den Tisch in der Ecke und verlangte ein Glas Wasser. Der Schlüsselwirt kam. „Himmel! Simon, was ist mit dir? Soll ich den Doktor berichten? Nimm doch die Sache nicht so schwer. Es hat sicher so sein müssen. Es ist ja dein Glück!“

„Sein müssen!“ hauchte Simon vor sich hin. „Sein müssen! Nein, es hat nicht sein müssen. Du hättest den „Goldenen Schlüssel“ gerade so gut mir verkaufen können. Ich hätte dafür soviel wie jeder andere bezahlt, auf alle Fälle soviel wie mein Bursche Robert!“ Nun ging dem Schlüsselwirt ein Licht auf. „Ja, Simon,“ sagte er, „gell, du kommst geradewegs von der Post!“ „Zawohl, Götti! Grüße und Geschenke von der Tante wollte ich dir bringen.“

„Hör’ Simon,“ fuhr der Schlüsselwirt weiter, „du weißt es natürlich nicht, daß es im „Röteli“ oben etwas gegeben hat. Etwas ganz Ungefreutes! Reg’ dich nicht auf! Am Tage der Augustikli ist das ganze „Röteli“ infolge eines Ramenbrandes rübis und stübis niedergebrannt.“ „Was?!“ schrie Simon, „das „Röteli“ niedergebrannt?“ und schoss in die Höhe, als ob ihn ein Schuß getroffen hätte. „Ja, Simon, hör’! Susi hat dir alle Wertsachen aus der Kommode und alle Geschäftsbücher noch im allerleisten Augenblick retten können, als das Feuer schon in deiner Schlaframmer eindrang. Seit jenem Tag wohnt Susi mit deinen



In Nyon am Genfersee

Nach einem Aquarell von Dora F. Rittmeyer, St. Gallen

beiden Burschen bei mir und führt die Meßgerei auf deine Rechnung. Es geht alles ausgezeichnet. Du hast viel Glück im Unglück gehabt. Setz dich und beruhige dich. Es steht alles gut!"

Simon konnte nicht mehr reden. Er wählte zu träumen. Über der Pfleger und die Kellnerin bezeugten und beschworen seines Göttis Lüffagen. Als bald darauf sein Freund, der Almann, mit dem Oberlehrer in das Stüblein trat, freundlich auf Simon zuschritt und lachend rief: „Simon! Du hast ja immer gesagt, „den Seinen gibts der Herr im Schlafe!“ und ihm die Hand drückte, kam Simon langsam wieder zu sich. Und nun erzählten ihm seine Freunde und Bekannten alles, was vorgegangen war, bis auf das Kleinste, wohl zehnmal: wie gut alles gekommen sei, wie der alte Rötelihauen so schön gebrannt habe und wie sich der Schlüsselwirt und das ganze Dorf auf Simon als fünfzigen Besitzer des „Goldenen Schlüssels“ freuen. Und eine Schlüsselwirtin, eine Geschäftsfrau, wie man sie nicht besser wünschen möchte, sei ja auch schon da.

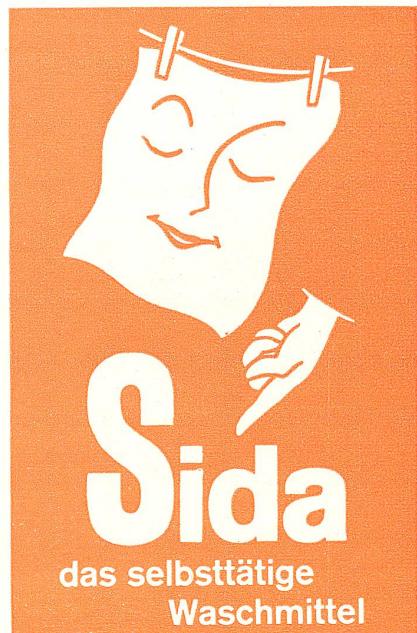
Als dann der Uhrzeiger auf halb neun Uhr stand, ging die Türe auf, und mit der Geldkasse unter dem Arm trat Susi über die Schwelle. Als sie Simon in der Ecke sitzen sah, stieß sie einen Schrei aus und ließ die Kasse vor Schrecken fallen, so daß ganze Beign Fünfliber und Zweifrämler am Boden herumrollten. „So ist's recht!“ rief der Pfleger. Susi aber trat aus dem Zimmer; sie schämte sich ob des Vorfallens.

Simon erhob sich, führte das verlegene Mädchen an der Hand in die Stube zurück und befahl ihr, sich zu ihm zu setzen und mit ihm zu Nacht zu speisen. Susi, die sonst ewig Ruhige, war aus der Rolle gefallen wie noch nie. Ihre glühend roten Wangen verraten ihre heftige innerliche Erregung, die sie kaum bemeistern konnte. Bald aber erholt sie sich, und die übrigen Anwesenden

waren verständig genug, um die beiden, die offenbar allerhand Wichtiges miteinander zu verhandeln hatten, nicht weiter zu fören. Sie begannen deshalb einen währschaften Kreuzjag. Susi und Simon aber blieben bis gegen zehn Uhr; dann verlangte er von ihr, daß sie mit ihm noch in das „Rötelii“ hinaufbummle. Er möchte doch auch sehen, was von seinem einstigen Heim noch geblieben sei. Susi willigte ein, und die beiden zogen miteinander in die herrliche Sternennacht hinaus, die steile Berghalde hinauf. „Susi!“ sprach Simon auf einmal, „ohne Ihre Geistesgegenwart stünde ich heute als armer Mann da. Mit der großen Erbschaft meiner Tante in Frankreich ist es nichts. Sie hat das ganze Vermögen verdummt und verloren, ich muß sie sogar noch unterstützen. In den Wertpapieren in der Kommode lag der größte Teil meines Vermögens. Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren Mut und Ihre Tapferkeit. Wie soll ich Ihnen das lohnen?“ Susi sagte kein Wort.

Nach kurzer Zeit langten sie oben an. Vor ihnen lag ein wirrer Trümmerhaufen, den der Mond beschien und aus dem heraus das Grauen furchterlich grinste. Simon sah lange zu. „Susi, ich hab' jetzt genug,“ sagte er, „komm, wir sehen uns noch eine Weile in das Sommerhäuslein hinauf, wo man so schön in das Tal hinabsteht.“ Er nahm das Mädchen bei der Hand. Sie ließ sich willig führen, und bald saßen die beiden in dem Sommerhäuslein.

Es war eine wundervolle Herbstnacht, still und ruhig, daß man nirgends einen Laut hörte. Tief im Tale unten zog das Silberband des Rheins im Mondchein dem großen Bodensee zu. Lange sahen die beiden da oben. Als es unten aber Mitternacht schlug und der Nachtwächter seinen Ruf ertönen ließ, schritten Susi und Simon Arm in Arm den Hang hinab, dem stillen Dorfe zu, wo das Glück auf sie wartete.



Auszug aus dem Untersuchungsbericht der schweizerischen Versuchsanstalt St. Gallen:

„Die chemische Analyse des Produktes Sida ist praktisch dieselbe wie die des Persils“.

**Preis des Sida-Paketes 60 Rappen**

**Kostenersparnis 50 Prozent**

Sida einheimisches Qualitäts-Erzeugnis der hiesigen Seifenfabrik

**SUTER, MOSER & CO. A.G. ST. GALLEN**